



Marie-Hélène Lafon

Geschichte des Sohnes

Roman



Rotpunktverlag



Die Familie birgt ein Geheimnis, das Geheimnis um Andrés Vater, das der Sohn in dem Moment aufzudecken beginnt, da er selbst Vater wird. André ist der Sohn von Gabrielle und Paul. Die beiden sind sich 1919 im Krankenzimmer des Gymnasiums von Aurillac begegnet, Gabrielle als Krankenschwester, Paul als sechzehn Jahre jüngerer Internatsschüler. Gabrielle strebt aus der provinziellen Enge fort und folgt Paul nach Paris, obwohl sie weiß, dass die Beziehung nicht andauern kann. Als sie schwanger wird, erfährt Paul nichts davon. André wächst behütet in der Familie von Gabrielles Schwester Hélène und deren Mann Léon mit seinen fröhlichen Cousins auf – und doch bleibt die Vaterstelle leer.

Der Roman ist kunstvoll aufgebaut. Zwölf Kapitel, jedes mit einem Datum überschrieben, verschränken sich zu einer Familiengeschichte über drei Generationen und hundert Jahre, 1908 bis 2008. Lafons Erzählung ist von einer tiefen Zärtlichkeit für ihre Figuren getragen. Man ist mittendrin in ihrer Welt zwischen dem hoch gelegenen Dorf im Cantal, der Provinzstadt im Lot und dem fernen Paris, spürt der Veränderung der Lebensverhältnisse nach.

Marie-Hélène Lafon

Geschichte des Sohnes

Roman

Aus dem Französischen von Andrea
Spingler

Edition Blau im Rotpunktverlag

Der Rotpunktverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021 bis 2024 unterstützt.

Die Originalausgabe ist 2020 unter dem Titel *Histoire du fils* bei Buchet/Chastel erschienen.

© 2020 Buchet/Chastel, Libella, Paris

© 2022 Rotpunktverlag, Zürich für die deutschsprachige Ausgabe
www.rotpunktverlag.ch

Umschlagfoto: Guido Paradisi und frantic | Alamy Stock Foto

Korrektorat: Lydia Zeller

Umschlag: Patrizia Grab

eISBN 978-3-85869-949-7

1. Auflage 2022

für Jacques
für Bernadette, in memoriam

Die Sprache ist unser Boden, unser Fleisch.
Ich stelle mir die Baustelle immer als eine Grube, eine
Öffnung im Boden vor und das Vorankommen des Textes,
seinen Fortschritt wie einen Gang durchs Gebirge.

Valère Novarina,
Gespräch über *L'Animal imaginaire*, 2019

Inhalt

Donnerstag, 25. April 1908

Donnerstag, 23. Januar 1919

Samstag, 19. August 1950

Freitag, 17. August 1934

Mittwoch, 20. Juni 1923

Dienstag, 5. März 1935

Mittwoch, 20. Januar 1960

Samstag, 21. April 1962

Sonntag, 28. Oktober 1945

Donnerstag, 8. November 1984

Montag, 19. August 1974

Freitag, 28. April 2008

Über die Autorin und die Übersetzerin

Donnerstag, 25. April 1908

Armands nackte Füße gleiten über das Parkett; er will Paul nicht wecken, der noch schläft und sein ekliges kleines Schmatzgeräusch macht wie ein Welpen beim Saugen. Er wird ein wenig warten, aber nicht zu lange, Paul soll nicht aufwachen, er würde das Wiedersehensfest verderben, Paul verdirbt alles. Paul und er sind am selben Tag geboren, am 2. August 1903; er weiß von seiner Mutter und von seiner Tante, dass es in den beiden Familien vor ihnen nie Zwillinge gegeben hatte. Er wäre lieber nicht Zwilling, oder mit Georges, ohne Paul. Er versteht, dass das unmöglich ist, weil die Dinge sind wie sie sind, Tante Marguerite sagt das oft; er dreht und wendet diesen etwas seltsamen Satz, der glatt ist und sich ihm entzieht, hinter den Zähnen, einen Moment denkt er angestrengt an die grauen Sätze von Tante Marguerite und an ihren Geruch, kalte Asche und Dauerwurst. Er denkt viel über die Gerüche und Farben von Leuten nach, von Dingen, Zimmern oder Momenten, und als Antoinette mit ihnen in Chanterelle lebte, hat er sie mit dem, was sie seine Verrücktheiten nannte, zum Lachen gebracht, und sie lachte und lachte, sie hatte Tränen in den Augenwinkeln vor lauter Lachen; jetzt kann er seine Verrücktheiten niemand mehr sagen. Georges riecht nach der Pflaumenmarmelade im Sommer,

wenn die Tante sie lange im Kupferkessel kochen lässt, genau nach dieser Marmelade riecht er und nicht nach der, die man an Winternachmittagen aufs Brot schmiert; sogar der Vater isst davon und macht der Tante Komplimente, die nicht darauf antwortet und ihn anschaut, als sähe sie ihn zum ersten Mal. Amélie riecht nach dem Fluss im Frühjahr, dem vom geschmolzenen Schnee angeschwollenen Fluss. Paul riecht nach Wind und nach der kalten Klinge der Messer, die in der Küche sind und die sie nicht anrühren dürfen. Bei seiner Mutter ist er unschlüssig, und es ändert sich dauernd, nach dem Schnee, der abends am Waldrand blau wird, nach heißem Kaffee, manchmal riecht sie auch rot. Der Vater vielleicht nach Gemüsesuppe, aber es fällt ihm nicht so recht ein, er stockt, etwas erstarrt in seinem Innern, und er will es lieber dabei bewenden lassen. Die Gerüche sind ein Spiel, und mit dem Vater kann man nicht spielen. Georges' kleines Zimmer zwischen dem der Eltern und ihrem riecht nach den weißglühenden Bügeleisen, die seine Mutter oder Amélie über das Leinenzeug gleiten lassen, wobei sie den Arm anwinkeln und den Ellbogen abspreizen, den rechten Arm und Ellbogen seine Mutter, den linken Amélie, die dennoch die geschicktere ist. Das große Bad am Samstagabend mit den warmen, weichen Handtüchern und der Mutter und der Tante, die sich über ihn beugen, über sie beide, das große Bad riecht rosa, Antoinette und Amélie kümmern sich nicht um dieses Samstagsbad. Die Tante sagt, jedes Wort einzeln betonend, Gleich und Gleich gesellt sich gern, oder weggegangen, Platz vergangen, oder wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, oder wer Wind sät, wird Sturm ernten, oder der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Er kann all die Sprüche der Tante auswendig, vor allem die, die er nicht versteht, und sagt sie manchmal still vor sich hin, Wort für Wort, um einzuschlafen oder um sich zu beruhigen, um sich

abzukühlen, wie jetzt, da er spürt, dass er mit einem Satz die sechs Treppenstufen hinunterspringen und sich in der Küche wie eine Schwalbe auf Antoinettes Schulter setzen möchte. Die Tante sagt auch, eine Schwalbe macht noch keinen Frühling. Um sich in Geduld zu üben, bis die Uhr im Esszimmer halb schlägt, denkt er an die Erdbeeren, an die, die Antoinette für ihn in Embort gepflückt haben wird, die ersten, und an die aus dem Garten der Tante. Er weiß, dass seine Mutter, seine Tante und Amélie in der Küche sind und sich mit der Wäsche zu schaffen machen, es fängt heute an und wird zwei ganze Tage dauern. Antoinette kommt auch, für die schweren Arbeiten kehrt sie zurück, bestimmt ist sie schon da, sie hat ihm die ersten Erdbeeren versprochen, und Antoinette hält ihre Versprechen immer. Sie lebt nicht mehr in Chanterelle, sondern in Embort, er hat sich den Namen gemerkt, in einer anderen, viel lieblicheren Gegend, wo große Kirschbäume wachsen, sie erzählt es und zeigt mit beiden Armen, wie dick die Kirschbäume in den Obstwiesen dieser neuen Gegend werden, wo sie mit ihrem Mann wohnt. Er hat sehr geweint, als sie mit diesem Mann, der kraushaarig ist, wegging, auch wenn seine Mutter und Tante Marguerite ihm erklärten, es sei normal, dass junge Mädchen wie Antoinette, wenn sie einen Mann finden, die Kinder, um die sie sich in den Häusern der anderen kümmern, verlassen und ihrem Mann folgen, um mit ihm in einem eigenen Haus zu leben, wo sie selber Kinder bekommen. Tante Marguerite hat den Kopf gesenkt, als sie diese Worte sagte, und er verstand, dass er nicht weiterfragen sollte. Er weiß, dass Tante Marguerite weder Mann noch Haus noch Kinder hat, und er spürt, wie ihr die Traurigkeit durch die Haut dringt und ihr einen besonderen Geruch verleiht, den seine Mutter, Antoinette oder Amélie nicht haben. Es ist ein graues und kaltes Parfum, das ihn beklommen macht; er könnte weinen, aber

er weint nicht, man soll es nicht, man würde ausgelacht. Er tritt aus dem Zimmer, das Fenster am Ende des Flurs ist voller Licht, wie das große Kirchenfenster bei schönem Wetter; auf dieser Seite geht die Sonne auf, und die Läden dieses Fensters werden nie geschlossen, auch nicht im Winter. Er ist allein auf dem Flur, alle sind unten in der Küche, und sein Vater ist auf dem Weg ins Rathaus, am Donnerstagmorgen geht sein Vater sehr früh ins Rathaus. Er war noch im Bett, als er ihn die Tür zuschlagen und den Platz überqueren hörte; nur vom Hören und mit geschlossenen Augen, weil er mit geschlossenen Augen besser hören kann, erkennt er jeden an seinem Schritt und an der Art, etwas zu machen, seine Mutter, seine Tante, seinen Vater, Paul, Georges, Amélie und sogar andere Personen wie Solange oder Antonin, die zum Helfen kommen und nicht bei ihnen wohnen; er erkennt auch jeden Hund im Dorf an seinem Gebell, das ist ein Spiel und ein Geheimnis, Paul soll es nicht wissen. Armand geht weiter im warmen Licht, er spürt es auf sich, auf seinen Füßen, auf seinen Händen, seinem Gesicht, seinem Haar, er schließt die Augen. Später, bald, wenn er groß genug ist, wird er Chorknabe, seine Mutter und seine Tante wollen es, sein Vater kann ihn nicht hindern, das hat er Antoinette zu Amélie sagen hören, auch wenn sie das Thema wechselten, als er die Küche betrat. Antoinette und Amélie fürchten den Vater, alle fürchten ihn, sogar Paul, die Wutanfälle des Vaters sind wie Gewitter und Donner, das Haus bebt, die Erde bebt, es ist Nacht mitten am Tag; wenn es aufhört, wenn der Vater geht, beginnen alle wieder zu atmen. Bis dahin kann man sich innerlich das Gebet aufsagen, das die Mutter abends für Paul und ihn spricht, Georges versteht es nicht, er ist noch zu klein. Beim letzten Wutanfall hat Armand es versucht, aber es ging nicht, er weiß warum, das Gebet beginnt mit Vater unser, und die Wörter bleiben